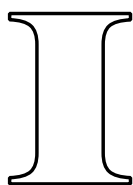


SIMONE
DEDE AYIVI

INTERNATION
≠ INTERKULT
EINE SCHWAR
KRITIK

75

ALITÄT
UR.
LE DEUTSCHE



nternationale Ausrichtung und interkulturelle Öffnung sind vollkommen unterschiedliche Dinge. Wer ein internationales Programm gestaltet, sollte selbstverständlich außereuropäische Positionen mitberücksichtigen. Gegen die Ausschlüsse, die Künstler*innen of Color im Theater oder in anderen Kulturinstitutionen erfahren, ist damit allerdings noch nichts getan. Afrikanische und afroeuropäische Positionen dürfen jedoch nicht gegeneinander aufgewogen werden. Es muss darum gehen, Verbindungen herzustellen und in einen produktiven Austausch zu treten.

2011 startete das Bündnis Bühnenwatch das, was die „Blackfacing-Debatte“ genannt wurde, jedoch von Anfang an viel mehr eine Debatte um Rassismus im Theater war. Blackface und die Reproduktion rassistischer Bilder und rassistischer Sprache wurden von den Kritiker*innen als Symptome eines Betriebs verstanden, der lieber *weiße* Schauspieler*innen schwarz anmalte, als Schwarze Schauspieler*innen in den Ensembles zu beschäftigen, und der sich ein Schwarzes Publikum wohl gar nicht erst vorstellen kann, sonst hätte man mit der Kritik sicherlich gerechnet.

Die Debatte brachte das Theater in Zugzwang. Es wurde Aufmerksamkeit auf die fehlende Präsenz Schwarzer Menschen auf und hinter der Bühne gelenkt. Der Frage, für wen die Theater eigentlich da sind, welche Perspektiven dort eine Bühne bekommen und welche nicht, mussten sich immer mehr Institutionen stellen. Seitdem sieht man tatsächlich mehr Schwarze Schauspieler*innen und Schauspieler*innen of Color in den Ensembles (meist genau eine Person pro Haus) und in der Freien Szene entstehen seitdem zahlreiche Arbeiten aus Schwarzer Perspektive, für die die Macher*innen nach wie vor mehr Anerkennung und größere Sichtbarkeit einfordern. Während also den Institutionen ihr *Weißein* bewusst wird, wächst bei Schwarzen Künstler*innen das Selbstverständnis, sich als Teil des Betriebs zu begreifen, die eigenen Themen und künstlerischen Fragestellungen ernst zu nehmen und darüber miteinander in Austausch zu treten –

künstlerische und strukturelle Fragen betreffend. Vielen Akteur*innen ist nun also klar, dass Schwarze Perspektiven einen Platz am Theater haben müssen. Die Frage ist jedoch, welche Schlüsse aus dieser Erkenntnis gezogen werden und welche Schritte eingeleitet werden, um eine Veränderung herbeizuführen.

Vor einigen Monaten war ich Teil einer Podiumsdiskussion. Ich saß dort als Künstlerin und einzige Person of Color neben Kurator*innen und Personen aus der Kulturförderung. Alle waren sich einig, dass Theater keine *weißen* Räume sein sollten und alle waren überzeugt davon, dass sie es anders und besser machten. Als ich von meinen Erfahrungen als afrodeutsche Künstlerin berichtet hatte, konnte jedoch niemand darauf eingehen. Die Kolleg*innen hatten schlichtweg keinerlei Ahnung von aktuellen Diskussionen um afrodeutsches oder postmigrantisches Theater. Dieses Phänomen begegnet mir immer häufiger. Viele Entscheider*innen im Kulturbetrieb haben Konsequenzen aus der Rassismusdebatte gezogen. Leider nutzen diese Konsequenzen diejenigen, die die Ausschlüsse anprangerten, nur wenig. Denn die Antwort war nicht, Zugänge für Künstler*innen zu schaffen, die im deutschen Kulturbetrieb bisher ausgeschlossen wurden, sondern ihre Festivals und Häuser internationaler auszurichten beziehungsweise in ihre international angelegten Programme mehr Künstler*innen vom afrikanischen Kontinent miteinzubeziehen. Es ist in jedem Fall eine positive Entwicklung, dass wir inzwischen mehr afrikanische Arbeiten in Deutschland sehen können. Eine Kollegin aus Kenia meinte einmal: „International“ heißt in Deutschland meist Österreich, Schweiz und zwei Leute aus Belgien. Ich freue mich, dass ich diesen Eindruck nicht vollkommen bestätigen kann. Ich verstehe allerdings, woher er kommt: Im internationalen Kulturbetrieb sind afrikanische Positionen immer noch unterrepräsentiert. Dass diese jetzt ein größeres Forum bekommen, ist ein wichtiger Schritt und die zunehmende Sichtbarkeit afrikanischer Künstler*innen empowert auch afrodeutsche Kolleg*innen, die zunehmend den deutschen Kanon, der ihnen auf dem Weg in Theaterberufe mitgegeben wurde, hinterfragen und sich sowohl ästhetisch als auch inhaltlich von afrikanischen Künstler*innen und Wissenschaftler*innen beeinflussen lassen.



Es darf jedoch nicht passieren, dass durch die Einladung afrikanischer Perspektiven der Auftrag zur Öffnung der Räume als ausgeführt gilt. Es muss weiterhin daran gearbeitet werden, auch afrodeutschen oder anderen marginalisierten Positionen aus dem Inland ein Forum zu bieten. Denn Schwarze Perspektive ist nicht gleich Schwarze Perspektive. Schon gar nicht in Bezug auf die Rassismusdebatte, die diese Veränderungen angestoßen hat. Denn in dieser Debatte ging es hauptsächlich darum, strukturelle Hürden und Ausschlüsse aufzuzeigen, mit denen Schwarze Menschen in der sogenannten *weißen* Mehrheitsgesellschaft konfrontiert sind. Die Schwerpunktsetzung auf Perspektiven vom afrikanischen Kontinent bietet Theatern die Möglichkeit, die Kritik an den eigenen Strukturen zu ignorieren und sich gleichzeitig gegen den Vorwurf zu verwahren, man sei ein Theater nur für *Weiße*. Künstler*innen aus Afrika einzuladen ist auch attraktiv, weil man seinem Publikum etwas von weit her bieten kann. Ich meine das nicht nur negativ im Sinne von Exotismus. Ich bin überzeugt davon, dass es eine Errungenschaft ist, dass auch hier das Angebot an Theaterarbeiten aus verschiedenen afrikanischen Ländern größer wird und so vielfältige Arbeiten einem breiteren Publikum in Deutschland zugänglich gemacht werden. Diese Tatsache sollte jedoch nicht mit der vorhergehenden Diskussion vermengt werden, denn sie verfestigt eher das Problem und die Sehgewohnheit, dass Deutsche *weiß* sind und Schwarze und People of Color von woanders herkommen und nicht Teil der eigenen Gemeinschaft sind. Es sollte außerdem selbstkritisch hinterfragt werden, ob es für Theater unkomplizierter ist, mit afrikanischen Gästen zu arbeiten, weil sie eben geladene Gäste sind, die irgendwann auch wieder gehen. Da sie nicht aus den eigenen Strukturen, sondern mit einem Außenblick kommen, stellen sie diese Strukturen auch nicht so grundlegend in Frage, wie es Schwarze und People of Color tun, die im hiesigen Theaterbetrieb bereits Rassismus erfahren haben und fordern gleichberechtigt zu *weißen* Künstler*innen arbeiten zu können, die gleichen Möglichkeiten zu haben und mit ihren Themen, Erfahrungen und sich daraus ergebenden ästhetischen Zugriffen ernst genommen zu werden. All das sind Fragen, die sich Schwarze Menschen, die nicht

in einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft sozialisiert wurden, in diesem Kontext nicht stellen müssen und deshalb nur selten zur Sprache bringen. Wenn es nicht nur um (Selbst-)Repräsentation und Sichtbarkeit Schwarzer Menschen auf der Bühne geht, sondern auch darum, sich mit Rassismus auseinanderzusetzen, ist die Fokus-Verschiebung auf den afrikanischen Kontinent deshalb eher kontraproduktiv.

Dass Schwarze Protagonist*innen im Theater hauptsächlich in internationalen Ensembles oder als internationaler Austausch präsent sind, verfestigt wie gesagt das Bild von *weißen* Deutschen und Schwarzen Ausländer*innen. Eine Vorstellung, gegen die im postmigranten Theater seit Jahren gearbeitet wird. So bezeichnete Shermin Langhoff schon in ihrer Anfangszeit am Ballhaus Naunynstraße Berlin die Geschichten, die dort erzählt wurden, als „neue deutsche Geschichten“. Das Ziel sollte also sein, dass sich Schwarze Menschen, die sich als selbstverständlicher Teil der Gesellschaft sehen, auch als solcher anerkannt werden und sich mit eben diesem Selbstverständnis auch im Theater wiederfinden. Auf der Bühne, hinter den Kulissen und im Zuschauerraum.

Ein Beispiel dafür, wie unterschiedlich die Bezüge auf den Themenkomplex Rassismus im Theater sein können, ist eine Diskussion, die ich im Rahmen des Festivals *Afropean Mimicry & Mockery* am Künstlerhaus Mousonturm Frankfurt mit einem nigerianischen Kollegen hatte, der mit seiner Gruppe The Footprints gemeinsam mit Monster Truck die Performance *SORRY* realisiert hatte, in der rassistische Bilder auf eine Weise reproduziert wurden, dass die wohl rassismuskritische Absicht des Stücks für ein afrodeutsches Publikum im Grunde nicht zu entschlüsseln war. Unsere Diskussion entspann sich um Bananen auf der Bühne. Der Kollege war sichtlich überrascht darüber, dass er in Deutschland immer wieder auf diese Bananen angesprochen wurde. Er war der Überzeugung, eine Banane sei nur eine Banane und kein Theaterzeichen oder gar rassistisches Symbol. Aus seiner Perspektive ist das bestimmt richtig. Und eine Banane an sich ist auch nicht rassistisch, sondern lecker und nahrhaft. Wer aber damit aufgewachsen ist, von *weißen* Menschen als Affe beschimpft zu werden, wer gesehen hat, wie Schwarze Fußballspieler mit

Bananen beworfen werden, und generell immer wieder im Alltag mit dem rassistischen Stereotyp von Bananen essenden Afrikaner*innen konfrontiert ist, der kann in einer Schwarzen Person, die auf einer Bühne eine Banane isst, nicht einfach einen Menschen sehen, der genüsslich Obst verspeist. Welche Bilder oder Handlungen in welchem Maße rassistisch aufgeladen sind, ist kontextabhängig. In den USA zum Beispiel ist es die Wassermelone und nicht die Banane, die Schwarze Menschen in der Öffentlichkeit meiden, weil sie bestimmte Assoziationen hervorruft. Ich kann die Verwirrung des Kollegen über die Empörung nachvollziehen, denn wer beginnt schon seine Theaterarbeit mit einer Recherche zu Obst und Rassismus in verschiedenen Ländern. Die Verantwortung, die nigerianischen Kollegen darüber zu informieren, hätte bei den deutschen Beteiligten gelegen.

Es stecken viele Chancen im Austausch mit afrikanischen Perspektiven, die meiner Erfahrung nach noch viel zu wenig genutzt werden. Die oben beschriebene Diskussion hätte weiter geführt werden können. Bei keiner der Veranstaltungen, an denen ich in den letzten Jahren teilgenommen habe, wurde ein Austausch zwischen Künstler*innen vom Kontinent und aus der Diaspora explizit gefördert. Sehr gern würde ich mich über Gemeinsamkeiten und Unterschiede austauschen. Dies ist zur Zeit nur auf private Initiativen hin möglich. Ich selbst beschäftige mich in meinen Arbeiten immer wieder mit Kolonialgeschichte oder westafrikanischem Wissen, dass zum Teil durch den Kolonialismus verloren ging, zum Teil aufgrund eines rassistischen Bewertungssystems in Europa nicht ernst genommen wird und mir deshalb lange Zeit verwehrt blieb. In meinem Studium spielte Theater aus afrikanischen Ländern zum Beispiel überhaupt keine Rolle. Bei einem Besuch in Togo hatte ich interessante Gespräche mit Kolleg*innen, die dort zur Geschichte der deutschen Kolonialherrschaft arbeiteten, während ich mich in Berlin am Theater mit der Erinnerung an deutschen Kolonialismus beschäftigte.

Als Teilnehmerin des *Afro-Tech Fests* in Dortmund bot sich mir die Gelegenheit, mit Schwarzen Künstler*innen, Wissenschaftler*innen und Unternehmer*innen aus dem Technologie-Bereich ins Gespräch zu kommen, die aus Europa, Afrika und den

USA angereist waren. Dieser Austausch war für mich eine wichtige Erfahrung. Die Möglichkeit, vom Arbeiten in verschiedenen Kontexten zu erfahren, die unterschiedlichen Ausprägungen von Rassismus und die Strategien dagegen in den USA und Europa zu diskutieren und diese Erfahrungen mit Schwarzen Menschen zu teilen, die nicht in einer *weißen* Mehrheitsgesellschaft leben und arbeiten, und deren Perspektive auf unsere Probleme und Fragestellungen in der Diaspora gespiegelt zu bekommen, ist eine große Bereicherung. Es gibt viel voneinander zu erfahren und zu lernen. Solche Gespräche fördern nicht nur gegenseitiges Verständnis und Solidarität, sondern inspirieren auch für die künstlerische Praxis. Im Afrofuturismus beispielsweise beeinflussen sich Schwarze Künstler*innen aus allen Sparten und Kontinenten.

Während ich häufig von Dramaturg*innen und Presseabteilungen angeschrieben werde, ob ich nicht diese oder jene Veranstaltung mit Protagonist*innen aus afrikanischen Ländern innerhalb der Schwarzen Community bewerben könnte, werde ich nie gefragt, ob ich nicht eine Person aus der Community kenne, die Publikumsgespräche oder Workshops mit den Gästen moderiert, da sie ja aus Schwarzer Perspektive sicherlich andere Fragen stellt als weiße Kolleg*innen oder den Gästen bestimmt interessante Informationen über die Arbeit von Menschen afrikanischer Herkunft in Deutschland geben könnte. Diese Gespräche könnten Verbindungen zwischen Künstler*innen schaffen, die zumindest eins gemeinsam haben: Sie sind die „Anderen“ im deutschen Kulturbetrieb.

Auch die Bananen-Diskussion hätte produktiv verlaufen können, hätte es dafür den richtigen Rahmen gegeben. Solche Themen sind nichts, was man nebenher diskutiert. Sie müssen der Schwerpunkt eines Gesprächs sein, für das man sich Zeit und Ruhe nimmt. Ein runder Tisch oder Workshops, offen nur für Schwarze Menschen, die in verschiedenen Ländern leben, zum Thema postkoloniale Kunst im globalen Kontext wären eine Möglichkeit, diese Auseinandersetzungen zu führen.

